

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 142.

Dienstag, 22. Juni

1926.

(16. Fortsetzung.)

Edelsteine.

Kriminalroman von Hans Svan.

(Nachdruck verboten.)

Wolf starrte sah Thella innig an und sie konnte nicht anders als lächeln. Dann fragte sie rasch:

„Hattest du Geld, als der Onkel starb?“

„So gut wie nichts! Ich verkaufte unsere paar Sachen und zeichnete, wie ich's schon von klein auf gemacht habe. Und als dann meine paar Dollar futsch waren, ging ich zu einem Stubenmaler, einem Deutschen — wir wohnten damals in New York — und wurde Anstreicher! Ich sage dir, Mädchen, ich hab's den New Yorkern gründlich angestrichen!“

Sie vernahm nicht seinen Scherz, sie hörte nur das „Mädchen“ und freute sich darüber, ohne recht zu wissen, worüber.

Dann erzählte er weiter. Bei dem Meister Schwarz, der aus Dessau stammte, habe er drei Jahre gearbeitet und dort auch den Eduard Dittrich kennen gelernt, der sich dann später hier bei den Verwandten für ihn selbst ausgegeben hatte. Sie hatten jahrelang zusammen gearbeitet. Das und die Landsmannschaft, die im fremden Lande eine ganz andere Bedeutung hätte, erklärte ihr Zusammenhalten. Denn im Grunde habe er selbst an diesem eiteln, hysterischen Menschen, der übrigens aus einer Tagelöhnerfamilie vom Rhein stammte und von seinen Leuten bei der Durchreise in New York verloren oder absichtlich vergessen worden sei, kein großes Gefallen gefunden.

Dann, gerade an seinem siebzehnten Geburtstag, den 11. Mai — er werde den Tag nie vergessen — hätte er in der Villa eines reichen Herrn am Hudson, eines New Yorker Professors, die Decke geweißt. Und dabei hätte er — weil er doch immer schon nicht anders konnte, als die Wände vollschmieren! — (er lachte hell auf dabei, und sie lächelte mit ihm) da hätte er zwei ziehende Störche an die Decke gemalt. Als er sie gerade wieder überstreichen wollte, sei der Professor hinzugekommen.

Der wurde aufmerksam, sah sich die Dinger an und bat ihn dann, im Speisesaal über den Holzfries hinzupinseln, was ihm gerade einfiel.

„Und da ließ ich ein paar Putten über die Wiese tanzen!“ sagte er, und schien jetzt noch froh über seine Arbeit. Thella nickte freudig zu:

„Ja und da, was sagte der Herr?“

„Er ließ mich auf eine Malerschule gehen und half mir weiter.“ „Wie gut . . . wie lieb war das!“

„Ach“, meinte der Blonde, eine glückliche Vergangenheit in seinen blauen Bliden, „wie schön es war, kannst du dir gar nicht denken! . . . Ich hatte ja keinen anderen Wunsch! . . . Diese Sehnsucht nach der Kunst! . . . Und nach dem Können! . . . Denn das fühlt man doch: alles in sich haben und es nicht herauszubringen verstehen, weil die Mittel fehlen, das ist . . . Und plötzlich ist man da, darf man malen, braucht nicht mehr Tagelöhnerarbeit zu leisten, kann lernen und weiter kommen! . . . Das ist das Schönste im ganzen Leben! . . . Ich werde es Mister Trawler nie vergessen!“

„Er lebt doch noch?“

„Ja, in Frisko . . . San Francisco heißt das . . . Du mußt ihn kennen lernen! Wenn wir später mal rüber fahren!“

„Wir?“

Sie fragte es zaghaft.

„Ja, du mußt auch Amerika kennen lernen . . . mit Tante zusammen, natürlich!“

„Wenn sie nur erst wieder gesund ist!“

Ein Schatten fiel trotz des blendenden Sonnenscheines draußen ins Zimmer.

„Ich möchte mal nach ihr sehen“, sagte er ernst.

„Warte lieber! Geheimrat Wildner kommt bald. Er hat streng untersagt, daß außer mir und Schwester Adelheid jemand das Krankenzimmer betritt. . . . Aber wie kam es nur, daß dieser Mensch, dieser Dittrich . . . Er hatte doch keine Papiere! Damit hat er sich hier legitimiert.“

„Die hat er mir gestohlen! — Das war damals eine merkwürdige Sache: Wir waren eigentlich schon lange auseinander, das heißt, nicht gerade böse, aber wir verkehrten nicht mehr. Ich war Künstler und er . . . er hatte, wie er mir sagte, das Handwerk ebenfalls aufgegeben. Er lebte von der Kunst . . . Schleppte mich in sein Atelier . . . Na, was ich da gesehen habe — der Kerl hatte keine Spur von Talent, ein ganz unerschämter Dilettant war er! . . . Und heute glaube ich auch nicht mehr, daß er sich damit ernähren konnte. Er war wahrscheinlich schon damals ein Verbrecher. Ich habe da auch einen ewig hüftelnden Menschen bei ihm getroffen, eine Physiognomie wie Galgen und Räd!“

„Aber wie kam es —“

„— daß er sich meinen Paß, meine ganzen Ausweise aneignen konnte, meinst du? Ach, das ist eine seltsame Geschichte . . . wie sie eben auch nur drüben möglich ist.“

Ich hatte damals einen Freund, Dr. Schröter, auch einen Deutschen. Er war hier Student, dann Offizier und wer weiß, was sonst noch gewesen. Sicher hatte er zu allem Talent. Und er war der liebenswürdigste, reizendste Mensch, den du dir denken kannst! Die beste Kinderstube, ein umfassendes Wissen, wichtig, interessant . . . ja, du lachst, Thella! . . . aber so war er wirklich! Er hatte nur einen Fehler und den auch bloß alle paar Wochen und Monate. Dann ging er los und trank. Trank bis zur Bewußtlosigkeit! Was er in der Zwischenzeit erworben hatte, und das war manchmal gar nicht wenig, das ging dann drauf. Und dabei hatte er noch die schöne Angewohnheit, in seinem Zimmereinkäufe zu machen, die weit über seine Verhältnisse gingen. Er lebte mit einer Quadrone, einer Halbblutnegerin, zusammen — ach! Pardon! . . . So was durftest du dir wohl gar nicht erzählen?“

Thella lachte:

„Genier' dich nicht! Bei unserer Tante habe ich gelernt, die Dinge so zu betrachten, wie sie sind, und natürlich die Menschen ebenfalls!“

„Na, Gott sei Dank!“ sagte er aufrichtig. „Wir sind präde, junge Damen ein Greuel. Aber ich hätte mir schon denken können, daß du nicht so bist!“

Er sah sie wieder an, das Rot stieg in ihre Wangen. Sie merkte es und glaubte, sie müsse sich entschuldigen.

„Ach“, meinte er nachdenklich, „wenn ich manchmal

an dich gedacht habe, habe ich mir dich, nein, dir mich, ach! . . . habe ich dich mir ganz anders vorgestellt . . . Weißt du, auch so blond, wie ich bin, und recht langweilig!"

"Du bist aber gar nicht so langweilig!" sagte sie schüchtern.

Nun war er ein bißchen verlegen und sagte:

"Das freut mich! . . . ja wirklich, das freut mich! Sonst liegt mir ja nicht viel dran, aber dir, dir möcht ich gern gefallen!"

Er schwieg ein bißchen und erzählte dann weiter von jenem Bedauernswerten, dessen reiches Leben ein dummes Laster zerstört hat.

"Einmal", sagte Wolf Stark de Ruyter, "kaufte der arme Kerl ein ganzes Dutzend Zylinderhüte. Ich habe noch einen davon . . . aber meistens waren's Spirituosen, die er sich zuzubereiten ließ, und die er dann flaschenweise, wie Wasser, austrank. Das Schlimmste aber war seine fürchterliche Gereiztheit in dem Zustand. Ein Blick konnte ihn dann in Harnisch bringen und hundertmal reichen nicht, daß er mich gefordert hat, wenn er betrunken war."

Thekla blinnte rasch zu dem Blondem auf.

"Und du? Was machtest du dann?"

"Na, ich nahm die Forderung an. 'ne Stunde später hatte er alles vergessen. Schwieriger war es nur, wenn er mit anderen in Konflikt geriet. Besonders mit unter ihm stehenden Menschen! Dann ging er drauf los wie ein Eber! Und das hat ihm dann ja auch den Tod gebracht . . ."

"Wie so?" Thekla war ganz Ohr. Diese wilden Bilder aus einer fremden Welt hätten vielleicht nicht so sehr ihr Interesse gefunden, wenn der, den sie mit angingen, nicht eben der fesselnde, lebensprühende Mensch ihr gegenüber gewesen wäre.

"Wir waren", berichtete Wolf Stark, "eines Tages wieder auf solch einer Fahrt, die ich immer nur mitmachte, um Werner vor seinen tollsten Unflugheiten, wenn möglich, zu bewahren. Und dabei waren wir in das farbige Viertel geraten, die schlimmste Gegend von New York. In der Baxterstreet wollte er durchaus in einen Lunch-room zweifelhafter Sorte hinein. Ich war dagegen, aber das half nichts. Wir nahmen einen Drink, wie das so Sitte ist, und der Barkeeper — das ist der Mann, der hinter dem Tisch steht und auskchenkt — das war ein Neger. Nun sind die Schwarzen heute noch drüben so verachtet wie dort wohl vor hundert Jahren, zum Teil auch mit Recht, denn die sogenannte Kultur hat sie wirklich nicht besser gemacht. Und ich weiß nun nicht, hat der Barman wirklich dem Doktor einen Vogel gezeigt, oder bildete der sich das bloß ein, plötzlich forderte Werner den Schwarzen zum Boxkampf heraus. Alles lachte, denn mit einem Schwarzen macht man keinen "Gang". Dem schlägt man nach dortigen Begriffen ins Gesicht, daß ihn Hören und Sehen vergeht! . . . Aber durch das allgemeine Gelächter war mein Doktor, der schon stark geladen hatte, noch wütender geworden. Und der Schwarze, dem natürlich der Kamm schwoh, der verhöhnte den armen Werner auch noch und zog großpratschig einen Revolver unter dem Tisch hervor. Im nächsten Moment gab es einen Knall, alles war voll Dampf. — Der Neger sank hinter der Bank um — Schröter hatte ihn, seine Waffe herausreisend, einfach über den Haufen geschossen!"

Sofort packte ich den Doktor beim Arm und stürzte mit ihm aus der Bar. Aber wir waren noch nicht auf der Straße, da knallte es durch die Fenster nur so hinter uns her . . . Ach! Ich seh es noch wie heute! Wir wollten quer über den Damm und rannten an einer weißgetünchten Mauer hin, an die klafften die Augen nur so . . . Auf einmal sinkt der Doktor gegen mich, greift nach mir — und gerade noch im Hingeleiten fasse ich ihn. Er starb. Die Kugel war in den Hinterkopf gedrungen . . . Ja, da hatte ich nun und hatte ihn im Arm. Er röchelte und stöhnte, und dabei gab's aus der Kneipe egal Feuer! . . ."

Thekla hatte, ohne es zu wissen, die Hand ihres Betters gefaßt. Hastig rief sie: "Auf dich, Wolf?"

Er nickte kurz.

"Ja!" Und dann sah er die Aufregung ihres Herzens, nahm ihre beiden Hände, preßte seine warmen Lippen darauf, die das Blut in ihre Wangen jagten, und sagte fast lustig:

"Hätte ich ihn im Stich lassen sollen, den armen Kerl?"

Sie atmete tief.

"Nein . . . nein . . . das nicht!"

Dann lächelten sie sich an und blickten einander in die Augen.

Aber Thekla riß sich rasch los: er solle doch nicht so viele Pausen machen! . . . Daß er mit dem Leben davon gekommen sei, das sähe sie ja! . . . Aber weshalb hätte er nun seine Papiere eingebüßt?

Weil er fortgemußt hätte aus New York, so schnell wie möglich . . .

"Denn sieh mal, der Neger, den Schröter erschossen hatte, war Wahlmann von "Tammany" — das ist eine große politische Partei drüben, die mit allen Mitteln arbeitet — und sein Boos, der Wirt, hatte ziemlich Einfluß. Wenn ich damals auch nur einen Tag länger in New York geblieben wäre, hätte ich schon im Gefängnis gesessen und wäre womöglich auf die Insel gekommen! Das geht da verflucht rasch und besonders der Deutsche kann wenig ausrichten, wenn er zufällig vor einen Richter kommt, der zu der Gegenpartei gehört . . . Natürlich sind sie nicht alle so, aber das kann man vorher nicht wissen! . . . Na, ich riß jedenfalls aus! Ich hatte gerade einen Auftrag von dem Blatt, für das ich arbeitete, Bilder aus dem Leben der Combos zu zeichnen. Und ging nach Mexiko auf eine Ranch, deren Besitzer ich kannte, und der mich schon lange eingeladen hatte. Und da bin ich geblieben. Das freie Leben, die Jagd, die Natur — ich erzähle dir später davon mehr — alles war herrlich! . . . Das war . . . ja, wart mal, vier Jahre ist das her, nein, viereinhalb Jahr . . . Um die Zeit hatte ich euch ja auch geschrieben . . ."

Sie nickte.

"Bald danach kam der andere zu uns."

"Ja, dem hatte ich nämlich meine Sachen anvertraut. — Ich mußte ja Hals über Kopf fort — vor allem auch meine Papiere, an denen mir zur Zeit nicht viel lag, weil ich ja nie die Absicht hatte, wieder hierher ins alte Land zu gehen."

"Und dann, dann hörtest du von uns?"

"Ja, und zwar durch die Edelsteinsammlung! Ich las zufällig einen Artikel im "New York Herald". Da war die Rede davon. Mit vollem Namen des Besitzers. Auch daß Onkel tot war, stand drin, und daß die Witwe die Sammlung weiterführe. Dadurch wurde ich aufmerksam — und, ich weiß nicht wie's kam — plötzlich kriegte ich Heimweh. Nicht mal nach euch! Euch kannt' ich ja gar nicht, nein — es war das Land, das ich wiedersehen wollte!"

Er sah lächelnd vor sich hin.

"Und wußtest du da schon, daß dieser Dittrich . . .?"

"Das brachte ich durch das Konsulat in Erfahrung in New York. Ich wollte meine Papiere wieder haben und bekam eine recht unangenehme Antwort: der rechtmäßige Inhaber meines Namens, also der gute Dittrich, der sei schon seit Jahren wieder in Deutschland und wohne bei seiner Tante, der Millionärin de Ruyter in Breitenberg." (Fortsetzung folgt.)

Morgendämmerung.

Vogelstimmen zwitschern, loden,
Stern auf Stern verblaßt, entschwindet,
Unser träumend Herz empfindet,
Lange vor den Kirchenaloden,
Daß es dämmert, daß es früh,
Selles Durcheinanderfinden
Barter Seelchen, die da schwingen,
Lebensfülle, die da sprüht,
Um den Tag, der grau verhangen
Kam sich zögernd durchgerungen,
Um den Tag, den findensingen,
Zwitschern, flötend zu empfangen.

Lotte Tiedemann.

Sonnwendfeier.

Johannisfeier — Sommer Sonnenwende . . . das größte, volkstümlichste Fest der lettischen Bauernbevölkerung Kurlands. Lieder und Kränze, Johannisreigen und Sonnwendfeuer. Wer in den geruhigen Zeiten des Vorkriegs-Kurland einmal der steigenden Johannisnacht entgegengewandert, dem fern-fernen Aushall der uralten Lihgo-Gesänge nachgeholfen und die Feuer gezählt, wie sie in weitem-weitem Rund an Flukser und Sang und in den entlegenen Gefinden (kurischer Bauernhof) an schwarzem Waldestrande eins nach dem andern aufstiegen . . . zwanzig, dreißig, vierzig . . . wer einmal so durch die Johannisnacht gewandert, der vergißt dich nimmer, du altes, geschehen-umbrandetes Gottesländchen im Kranze deiner fernen, verlorenen, lichtentgegenloshenden Sonnenwendfeuer, umschlossen vom Kreise deiner meilenweiten, immergrünen Wälder.

Ein kurischer Herrenhof am Johannisabend (23. Juni). Schon am frühen Nachmittag haben die Gutsleute — die Knechte und Tagelöhner — Feierabend gemacht, Acker- und Arbeitsgerät sorgfältig beiseite gebracht, den geräumigen Wirtschaftshof sauber gefegt, Borpläke und Flure der Verwaltung- und Knechtsgebäude festlich mit weissem Sand und feingebähtem Tannengrün ausgestreut.

Raum gedämpfte Feststimmung und Feierfreude, wohin du nur schaust. Ein jeder eilt, die letzte Hand an sein Tagwerk zu legen, um sich rechtzeitig zum „Jahne Wastars“, dem Johannisabend, festlich rüsten zu können.

In der Küche des Herrenhauses kommandiert die Ramsell ihr zahlreiches, durch Hilfskräfte aus den Knechtswohnungen noch verstärktes Küchenpersonal mit hochroten Baden und doppelt scharfer Stimme, und Kuchenbleche und Schmorpfannen baden und prukeln aufgezagt; Johannisabend, da müssen die Kuchen für die „Leute“ und allerhand Geschmortes und Gebratenes früher als sonst fertig sein.

In den Gefindestuben und vor den Knechtswohnungen sitzen — laut lachend und schwachend — ab und zu wohl schon leise singend — die Frauen und Mädchen in ihren weißen, dreieckig gebundenen Kopftüchern und flechten Johannisfränze aus siedenerlei Kräutern. Der Verwalter und seine Schreiber machen einen dicken Strich unter ihre Rechnungsbücher und geben, sich den Feiertagsrod anzuziehen. Der Stellmacher, welcher zugleich „Hof“-Musikus ist, zieht eine neue Saite auf seine Geige und der Gutsattler holt seine Harmonika vom Schrank herunter und staubt sie säuberlich ab.

Glutrot versinkt die Mittsommer Sonne hinter den zackigen Gipfeln des nahen Tannenwaldes.

Auf dem Wirtschaftshof ist es ganz still geworden. Ein jeder tut jetzt — geheimnisvoll und festtagsgestimmt — in seiner Stube geschäftig. Nun tritt der Vorknecht, der „Wagger“, aus der Tür seiner Wohnung in neuem, blau-grauem „Halbwand“-Anzug, die blaue Sonntagsmütze mit blankem Lederfchirm auf dem dichten, grauen Haar, einen gewaltig großen Johannisstranz in den Händen. Sein Weib, in dunkelblauem Rock, schneeweißer Bluse und ebensolchem Kopftuch, begleitet ihn. So schreiten sie langsam zu den roten Ziegelhäusern der Knechtsiedlung und verschwinden dort zwischen den mannshohen Stodrosenbüschen.

Raum eine Viertelstunde — da bewegt sich ein langer, feierlicher Zug zum anderen Ende der Siedlungsstraße hinaus auf das Herrenhaus zu: voran der „Wagger“, hinter ihm, je zwei und zwei, Knechte mit ihren Weibern, Tagelöhner, der Viehpfleger, die „Hofmutter“ (Meierin) mit ihren derben, knallrotbäckigen Viehmädels, meist in weißen Kleidern, Kinder und Kindeskinde. Jeder mit einem oder mehreren Johannisstränzen in den Händen.

An der Auffahrt zum Herrenhaufe stimmen alle den Johannisgesang an: eine uralte-heidnische Kultweise, auf vier wechselnden Tönen aufgebaut, wie wir gleiches nur noch in Litauen bei den endlosen Weidenballaden wiederfinden. Oben, am Portal des Herrenhauses, gehen die schweren Eisengittertüren und es erscheint der Gutsberr mit seiner ganzen Familie. Der Zug stellt sich um den Ausgang her und der „Wagger“ schreitet feierlich-langsam, die Sonntagsmütze in der Hand, die hohe Freitreppe hinan.

Vor dem Gutsberrn bleibt er stehen, schwingt dreimal den Johannisstranz im Kreise und, während der Chor schweigt, beginnt er in der früheren Melodie einen langen Johannisgesang für den Gutsberrn: erzählt zuerst, wie

¹⁾ Lihgo = Göttin des Lichts und der sommerlichen Reife und Fruchtbarkeit. Obwohl seit der Christianisierung „Jahne“, d. h. Johannes, in den Gesängen und Bezeichnungen vorkommt, so spielt die uralte lettische Göttin Lihgo unter dem Sinnbild der Johannis-Mutter doch noch immer die alte Hauptrolle.

²⁾ Halbwand: ein selbstgewebter, derber Halbwollstoff.

„Jahne“ auf die Erde kommt, seine Johannisfinder zu beschuchen, und mit einer großmächtigen Trommel die „Johannismutter“ weckt, und ruft dann allen Segen für Feld und Flur, Pferd und Vieh und schließlich für das Haus des Gutsberrn selbst herab, am Ende jedes zweizeiligen Verses den Johannisstranz dreimal schwingend.

Eigenartig urzeitentstiegen mischt sich in die christlich-tirchlichen Johannis-Segenswünsche das uralte heidnische „Lihgo, Lihgo“ am Schluß jeder Strophen.

Der Gutsberr dankt freundlich. Der „Wagger“ steigt feierlich die Treppe hinab und stellt sich wieder an die Spitze des Zuges, welcher — prompt an der Stelle, wo er angehört, die endlosen Verse des Johannisgesanges wieder aufnehmend — seinen Weg zum Gutsverwaltershaufe fortsetzt. Hier geht es weniger feierlich, dafür aber um so herzlicher und persönlicher her: außer dem Verwalter und seiner Familie stehen da auch noch die Gutsbeamten und Cleven vor der Tür. Das gibt manch gefanglich formulierte Anspielung und manch Geflicher unter der weichen Mädchenschar. Hier singt auch der ganze Chor mit und am Schluß überreicht jeder und jede den Johannisstranz dem- oder derjenigen, welche er besonders in sein Herz geschlossen hat oder sonstwie auszeichnen will.

Steht dann wohl mancher da mit einem Turm von zwölf oder fünfzehn Kränzen auf dem Kopf, denn der Siebenkräuterstranz gehört auf den Kopf, damit er Segen bringe. Auch muß er bis zum nächsten Sonnwendfest in der Stube des Beschenkten hängen, um dann im Johannisfeuer verbrannt zu werden.

Nun ist es ganz dunkel geworden. Von den weiten, wogenden Kornfeldern rufen die Schnarrwacheln, hinter der schwarzen Waldmauer ahnt ein sachter leuchtender Schein herüber — der erste Vorbote des Mondes; ein leiser, fühlbar Nachtwind läuft spielend durch die Linden am Tor des Wirtschaftshofes.

Auf der Talwiese aber da unten am Bach wimmelt es von festfrohen-geschäftigen Gestalten.

Der Gutsberr hat einige Tonnen Freibier auffahren lassen und die „Ramsell“ mußte — trotz manch heimlichen Protestes — einen Teil der frischgebadenen Kuchen herausrücken.

Auf einem ebenen Plake sind Männer und Burtschen um ein großmächtiges altes Schmierölfaß beschäftigt, die sogenannte „Teertonne“. Sie wird, gefüllt mit Holzspittem, Hobelspänen, Teer und Petroleumresten, an einer hohen, starken Stange befestigt, angezündet und dann unter allgemeinem lauten Jubel aufgerichtet, so daß sie hell und strahlend in die Nacht hinausleuchtet. Die Johannis-, die Sonnwendnacht.

Schon grüßen hier und da aus den umliegenden Gütern, Gefinden und Häuslereien ähnliche „Teertonnen“ herüber, und bald leuchtet ein weiter, flammender Sonnwend-Feuerkreis, sternhaft oft aus weiter, weiter Ferne, durch die immer tieferdunkler sinkende Nacht.

Um die Teertonne her aber hat sich alt und jung, klein und groß, Gutsbeamter, Knecht und Tagelöhner zu weitem Ring bei den Händen gefaßt und tanzt den uralten Sonnwendtanz um das flackernde, weithin leuchtende Fanal her, begleitet von der einförmigen, vierköpfigen Kultmelodie der endlosen Johannisliederverse.

So geht es, bis die „Teertonne“ auf ihrer Stange zum größten Teil heruntergebrannt ist. Da holen der Förster und der Bushwächter ihre Gewehre heran, hier und dort findet sich wohl eine alte, rostige Vorderladerpistole ein, und nun beginnt es ins Feuer zu knallen und zu krachen, daß die Funken in weitem Bogen in die Nacht hinausfliegen, bis prasselnd und knatternd unter vielstimmigem, langhallendem Freudengeheul der brennende Rest herunterstürzt und noch einmal am Boden als Scheiterhaufen hell aufleuchtet.

Die halbwüchsigen Burtschen springen lachend und jubelnd durch die Flammen, auch manch älterer tut es ihnen nach. Um die langsam verglühenden Flammen aber wandert rastlos der unermüdbare Kreis nach der alten, unvergessenen Kultweise.

Nun ist die Reihe an den „Hof“-Musikus und die Ziehharmonika gekommen, und auch die Bierfässer geben schon bedenklich hohlen Ton.

Doch in der Johannisnacht darf keiner an Schlaf denken bis an den steigenden Morgen. Er müßte sonst den ganzen Sommer hindurch schlafen, sagt der Volksmund.

So wird denn getanzt auf dem freien, ebenen Plak mitten im Mondenschein. Und wenn auch ein Tanzlehrer ab und an — und wohl meist — manches zu bekräftigen hätte, hier ist Himmel und der weite, mächtige Grund Tansaal, und wo immer im sieben Gottesländchen ein Sonnwendfeuer brennt, da sitzt der helle Frohsinn dabei und spielt die erste Geige. Da tanzt eben ein jeder, wie ihm ums Herze ist, und singt wie einst vor manchem Jahrhundert: „Lihgo, Lihgo!“ Heins-Öskar Schönhoff.

Gefälligkeiten.

Es ist Frauenart und auch Frauenpflicht, sich in den Schwierigkeiten des Lebens gegenseitig beizustehen. Aber man sollte es sich doch dreimal überlegen, ehe man den Beistand anderer anruft. In großen Nöten, bei Unglücksfällen oder dergleichen ist es selbstverständlich, daß man seinem Nächsten, daß der Nächste uns hilft, soweit es in menschlichem Vermögen steht. Aber mit der kleinen Münze, mit den täglichen „Gefälligkeiten“ sollte man sehr sparsam umgehen.

Gefälligkeiten machen unfrei — den, der sie erbittet und den, der sie erweist. Man bittet z. B. die Nachbarin um ein Küchengerät, das sie vielleicht am nächsten Tage selber benötigt. Sie mag es nicht zurückfordern, denkt aber im Stillen: „Na, das hätte die Frau X mir auch schon von selber zurückbringen können!“ Wenn dann das entliehene Stück zurückkehrt, bleibt der Besitzerin ein kleines Gefühl des Grolls gegen die Entleiherin und diese wiederum spürt das Unausgesprochene und denkt vielleicht bei sich: „Die Frau Y ist doch recht ungefällig!“ Wenn man sie einmal um eine Kleinigkeit gebeten hat, so stellt sie sich hinterher an, als habe sie wunder was getan!

Oder die Nachbarin bittet uns, auf ihre Tür aufzupassen, während sie schnell etwas einhole; denn ihr Gatte habe aus Versehen beide Schlüssel mitgenommen. Nun wollten wir vielleicht gerade einen eiligen Gang antreten, möchten aber die kleine Gefälligkeit nicht abschlagen. Und dann stehen wir wie auf heißen Kohlen. Der Zeiger der Uhr rückt immer weiter, und die Nachbarin kehrt nicht zurück! Nun, sie laucht gewiß noch in der letzten Minute auf, und wir können die Beforgung bei der Bant oder der Behörde, die pünktlich schließt, gerade eben noch erledigen. Aber wir mußten uns abheben und aufregen deswegen, und wieder entwickelt sich hieraus ein kleines Grollgefühl gegen die unschuldige Urheberin unserer Zeitversäumnis. Wäre es nicht klüger und richtiger gewesen, ihr offen unter Angabe des triftigen Grundes die kleine Gefälligkeit in liebenswürdiger Form abzuschlagen?

Das Schlimmste bei diesen Gefälligkeiten ist, daß sie alle wieder aufmarschieren, wenn zwischen Nachbarin und Nachbarin (oder auch zwischen Verwandten) einmal Differenzen entstehen. Dann beginnt das große Abrechnen und das gibt einen häßlichen Mißklang. Auf der einen Seite überschätzt man vielleicht das was man selber tat; und wenn man auch zu wohlgezogen ist, es offen auszusprechen, so läßt man doch deutlich merken, daß man glaubt, sich über „Andant“ beklagen zu dürfen. Auf der anderen Seite tritt man vielleicht auch da, wo man in seinem vollen Rechte ist, nicht so energisch auf, wie man wohl möchte, weil man sich plötzlich früher angenommener kleiner Dienste erinnert. ... Und so sind gerade die täglichen kleinen Gefälligkeiten, so geringfügig an sich und so auf gemeint sie sein mögen, sehr oft die Zerstörer einer Freundschaft, und auf jeden Fall nehmen sie die Unbefangenheit.

Erwarte man von niemandem etwas; verlange von niemandem etwas. Sieh auf deine eigene Sache und verlasse dich auf deine eigene Kraft — nur dann bist du wirklich frei und unabhängig.

Aber für wirkliche Notfälle bewahre dir dein warmes Herz — denn das ist Christenpflicht! Und scheue dich nicht, in gleicher Lage das Mitfühlen und die Hilfe anzunehmen, die dir entgegengebracht werden. Das sind die Goldstücke der echten Nächstenliebe, die man nur ganz selten ausgibt, und die bleibenden Wert haben. Annemarie Schläfer.

Kinderkleidung für die Schule.

Von Selene v. Braderup.

Die Kleidung des kleinen ABC-Schützen ist immer eine mehr oder weniger große Sorge. Schmutz und appetitlich soll das kleine Mädchen, der Bub aussehen, ohne daß die praktische Frage außer acht gelassen wird. Warm und doch luftdurchlässig soll das Kittelchen oder der Anzug sein, wackbar, soll alle Bewegungsfreiheit gestatten.

Ins erste beste Geschäft zu gehen und einzukaufen, was notwendig ist, hat ja eine riesige Annehmlichkeit für sich,

wenn das Portemonnaie das obendrein gestattet. Und wenn nur ein Kind einzukleiden und auszustatten ist, mag's sich auch noch durchführen lassen. Hat aber der Franzl oder das Lotichen noch Geschwister, so ist das nette Ausstatten schon ein Kunststück, wenn da nicht geschickte und leichte Mutterhände helfen können.

Die Angst vor dem Zuschneiden und Anfertigen der Kindergarderobe hat ja in unserer heutigen Zeit längst nicht mehr die Berechtigung wie früher. Jedes einfachste Modeblatt hat ausgezeichnete Anweisungen für reizende, gefällige, praktische Kleidchen und Anzüge.

Der Franzl braucht also ein Höschen, ein Tüchchen, ein Mäntelchen und ein Mütchen. Macht auch die Sorgfalt und die Kniffligkeit der Arbeit bei diesen Stücken Kopfschmerzen, so ist doch der Stolz und die Freude, das alles dem Bubchen geschaffen zu haben, eine so hohe Belohnung und Befriedigung, daß die vergnügte Mutter sich immer an schwierigere Kunststücke wagt. Sie kann auf die Qualität der Stoffe, — Waschhamm, feste Tuche und Cheviots — großen Wert legen, wenn sie selbst arbeitet, kann dafür ein oder zwei paar Schuhe — die größte Sorge — mehr anschaffen, hat ihren Diebling tatsächlich mit Liebe um und um umgeben.

Das Mädchen muß zur Schule ein oder zwei Kleider haben. Der Hals bleibt frei, die Ärmelchen sind kurz, der Saum ist nicht zu lang, die Falten sind nicht zu reichlich oder zu schwer, kein zu enger Gürtel beengt die Taille, Knöpfe im Rücken dürfen nicht drücken. Aus einem soliden Stoff, der sich unter Umständen noch in der Kledentrube findet, von gefälliger Farbe und weichem Fall, geziert mit improvisierter Wolftiderei mit ein paar prägnanten Blenden oder absteckenden farbigen Besätzen, läßt sich mit Leichtigkeit ein Kleidchen bauen. Spak macht dem Kind eine Tasche, wo es seine Kleinigkeiten verfrachtet. Blott auf Diagonalmusterung gearbeitet sind Schottenstoffe, die mit weichen Krägelchen goldig harmonieren. Oder zweifarbiges Popeline, hübsche, belebte und doch gedeckelte Streifenmuster, einfarbige, gute Samte und im Sommer leicht waschbare Zephyr- und Bertastoffe.

Kleine Wunderwerke, oft aus dem Nichts gezaubert, sind Schürzchen, Lokett und appetitlich, die das Kleid schonen und schmücken. Mit ein paar geschickten Scherenschnitten, ein paar Nähten, ein paar Handhohlstichen ist so ein Dingelchen entstanden, drollig anzusehen in seiner Wirkung. Die Kniffligkeit der Mädchenkleider ist bei der heutigen wundervollen Einfachheit des Schnittes lange nicht so groß wie bei den Anzügen der Knaben, es sei denn, daß die vorsorgliche Mutter immer damit rechnen muß, daß ihr Kind wächst. Breite Säume und Nähte, die einvergrößern der Kleider gestatten, müssen allerdings immer vorgezogen werden.

Jedenfalls sind der Mut und die Freude einer Mutter, die Kindergarderobe selbst anzufertigen, eine ganz beträchtliche pekuniäre Entlastung des Haushaltsbetriebs, eine Probe von Geschicklichkeit und Geduld, eine Quelle neuer, erfinderischer Talente und ein Geschmacksmesser. Die geübte Sicherheit einer sorglichen Mutterhand wird schon den richtigen Weg ausfindig machen, um ihr Kind nett und niedlich für die Schule anzuziehen.

Sollen Kinder ihre Kleider selbst wählen?

Der englische Arzt Dr. Harold Britchard, der sich mit dieser Frage eingehend beschäftigt hat, empfiehlt dringend, die Kinder sich ihre Sachen selbst aussuchen zu lassen. „Ein gesundes Kind“, sagt er, „wählt instinktiv die Farben aus, die am besten sind. Die meisten Kinder lieben Grün und Gelb, die beiden Farben, die den wohlthätigsten Einfluß auf die Seelenlage des Kindes ausüben. Auch Rot ist eine vorzügliche Farbe für Kinder, weil sie Licht aufnimmt. Man wird niemals ein Kind finden, das sich ein schwarzes Kleidungsstück aussucht, und das ist sehr gut so, denn schwarz ist für Kinder ungesund. Ein krankes Kind wird freilich die falschen Farben wählen, weil es einen krankhaften Geschmack hat. Durch die Auswahl der ihnen behagenden Farben verfeinern die Kinder auch ihr Farbengefühl in frühen Jahren, und sie fühlen sich wohler in einem Kleid, das sie sich selbst ausgesucht haben.“